

XII. Die Julirevolution

Seine war zum Druck des dritten Bandes der „Reisebilder“ von Berlin nach Hamburg gekommen. Er hegte nicht die Absicht, dort zu bleiben, aber bei der ungünstigen Aufnahme seines neuen Buches schien es ihm bedenklich, nach der preussischen Hauptstadt zurückzukehren. Wenn er dort auch für seine persönliche Sicherheit kaum etwas zu befürchten hatte, so war doch die Haltung seiner Berliner Freunde gegen sein jüngstes Werk, mit Ausnahme von Barmhagen, so ablehnend, daß der Verkehr mit ihnen zunächst keine Verlockung bot. Außerdem hörte der Dichter, daß Platen durch den befreundeten Grafen Fugger die gerichtliche Klage erheben werde. Der Gerichtsstand in Hamburg war in diesem Falle dem in Berlin vorzuziehen; der Wahrheitsbeweis, den Heine anzutreten beabsichtigte, ließ sich vor dem Gericht der relativ freien Hansestadt unbeschränkter durchführen als vor einem preussischen.

So blieb er zunächst in dem „verdammten“ Hamburg. Wie oft hatte er sich geschworen, den verhassten Boden nie wieder zu betreten! Aber er hatte keine Wahl. In München und Berlin war er unmöglich, so mußte er unter den unerfreulichsten Bedingungen in der Elbestadt ausharren. Er betrachtete diesen Aufenthalt stets als etwas Vorübergehendes und stand immer bereit, ihn abzubrechen. Selbst seine Wohnung trug den Charakter des Nichtdauernden, wie die Schilderung des Schriftstellers Wienberg beweist, der den Dichter damals häufig besuchte: „Ein offener Reisekoffer, zerstreute Wäsche, zwei oder drei Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein paar elegante Spazierstöckchen mit kaum verwishten und abgeglätteten Spuren sorgfältigen Einpackens, und vor allem das Männchen selber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft atmete und in einem anständigen Bürgerhause wohnlich eingerichtet war, so schien er mir doch den Anstrich von einem Reisenden zu haben, der erst den Abend vorher vom Postwagen gestiegen und eine etwas marode Nacht im Gasthose zugebracht.“

Aber der Aufenthalt zog sich in die Länge, nicht weil Heine sich allmählich in Hamburg einlebte, sondern weil sich ihm keine Möglichkeit zum Ortswechsel bot. Aus den Wochen wurden Monate, und mit kurzer Unterbrechung hat der Dichter seine letzten beiden Jahre in Deutschland in Hamburg zugebracht. Er wohnte teils bei der alternden Mutter, teils allein, offenbar je nachdem die spärlichen Honorare und die Unterstützung des Onkels mehr oder weniger reichlich flossen und ihm den Luxus einer eigenen Wohnung erlaubten. Die Abhängigkeit von Salomon Heine war hier natürlich noch unangenehmer und fühlbarer, wo sie nicht durch die Entfernung gemildert wurde; es kam denn auch wieder zu den üblichen Reibungen und Auseinandersetzungen, bei denen der Dichter seinen Geldgeber wohl ärgern, aber selber nichts gewinnen konnte. Für einen Mann, der die Dreißig überschritten hatte, boten diese studentischen Nadelstiche eine geringe Genugtuung, um so mehr schmerzte ihn die Unfreiheit.

Wir sind über diese beiden Hamburger Jahre sehr schlecht unterrichtet, die zweifellos die unergiebigsten und unerfreulichsten im Leben des Dichters sind. Seine Briefe geben überhaupt wenig Aufschluß über sein inneres Leben und mit den Jahren beschränken sie sich immer mehr auf geschäftliche Angelegenheiten und konventionelle Mitteilungen selbst gegenüber seinen nächsten Angehörigen. Nur selten fällt eine Bemerkung, die einen Einblick in seine Empfindungen gestattet. Damals aus Hamburg schrieb er dem Bruder Max, der als russischer Militärarzt den Krieg gegen die Türken mitmachte, er beneide ihn, daß er „nur gegen die Pest zu kämpfen“ habe. In dem Worte kommt die ganze Verstimmung des Dichters zum Ausdruck. Immer klarer wurde ihm der Mißgriff, den er mit seinem Ausfall gegen Platen begangen hatte. Die Schmähartikel häuften sich, die Freunde fielen von ihm ab oder wiesen ihm die kalte Schulter. So sehr er Barnhagen für sein rühriges Eintreten dankbar war, dieser allein vermochte die Sturmflut nicht zu bannen, die gegen Heine anrollte. Er selbst freilich lebte in dem Wahn, daß sehr viel zugunsten seines Buches geschrieben werde,

und er schob es auf die „Machinationen der Zeitungsredakteure“, daß nichts davon in die Öffentlichkeit kam. Um so glücklicher war er über jede Stimme, die sich für ihn erhob. Daß es mit seiner Poesie „aus“ sei, fühlte er deutlich und sprach es unumwunden aus. Seine letzten Schriften verfolgten schon rein politische Zwecke, und da war es um so schmerzlicher, daß ihm die Auseinandersetzung mit Platen gerade als Politiker schwer schadeten. Es war eine Selbsttäuschung, wenn er sich durch ein paar freundliche Worte persönlicher Bekannter bereden ließ, daß sehr viel freie Protestanten in Norddeutschland enthusiastisch für ihn gestimmt seien und daß er sich unter den „evangelischen Leuten“ leicht eine Partei schaffen könne.

Solche Hoffnungen konnte er sich vorübergehend vorspiegeln, aber vor seinem scharfen Verstande zerrannen sie bald wieder. In Wirklichkeit erkannte er seine Lage sehr klar; er sah, daß er vereinsamt und von allen verlassen war und daß er in Deutschland herzlich wenig zu erhoffen hatte. Es ist gewiß kein Zufall, daß er seinem nächsten Werke als Motto eine Stelle über Byron aus den „Briefen eines Verstorbenen“ des Fürsten Bücker vorsetzte: „Nachen muß ich über die Engländer, die diesen ihren zweiten Dichter so jämmerlich spießbürgerlich beurteilen, weil er ihre Pedanterie verspottete, sich ihren Krähwinkelsitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht teilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war und er sich über ihren Hochmut und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen schon ein Kreuz, wenn sie nur von ihm sprechen, und selbst die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthusiasmus glühen, wenn sie ihn lesen, nehmen öffentlich heftig Partei gegen den heimlichen Liebling.“ Heine empfand die Gleichheit des gemeinsamen Schicksals. Er fühlte sich wieder wie in der Jugend ersten Tagen als Leidensgenosse Byrons. Hatte er sich nicht auch gegen das Spießbürgertum mit seiner Pedanterie, seiner Religion, seiner nüchternen Sittlichkeit, seiner Heuchelei und seinem Hochmut aufgebäumt, und war es ihm nicht genau so ergangen wie dem edeln Lord? Wurde er nicht wie jener als ein Gottloser verkehrt, als unfittlicher Mensch

verschrien und gab es nicht auch für ihn im Vaterland keine Stätte ruhiger Zuflucht? Heine hatte gerade in seinen letzten Schriften betont, daß er als Dichter nichts mit Byron zu tun habe, daß er weder ein Nachbeter noch Nachfrevler des Engländers sei. In seiner Lyrik hatte er sich auch von ihm unabhängig gemacht, aber die Politik trieb ihn wieder in die Arme des großbritannischen Betters, diesem höchsten Ideal des romantischen Liberalismus. Er wurde zum zweitenmal Heines Führer und Vorbild.

Bei aller Verschiedenheit des Charakters besteht auch eine starke Ähnlichkeit in dem äußeren Schicksal der beiden Männer. Beide waren Dichter, beide strebten in die Politik und beiden wurde zum Verhängnis, daß sie nicht Dichter sein wollten, Politiker nicht sein konnten. Beide suchten sich mehr abzuwingen, als ihre Begabung zu geben vermochte:

Doch du ranntest unaufhaltsam
frei ins willenlose Reg,
so entzweitest du gewaltsam
dich mit Sitte und Gesetz.

So klagt Goethe um Byron, die Klage hätte auch Heine gelten können. Das Schicksal des Engländers spielt sich in weiteren Dimensionen ab, auf der Bühne eines Weltreiches, nicht in deutschen Literaturblättern. Er ist auch der größere Charakter, sein Los erscheint tragischer, aber im Grunde ist die Tragödie beider Dichter die gleiche. Sie wollten mehr als Dichter sein und gingen daran zugrunde. Das ist das dumpfe Gefühl, das in jenen düstern Hamburger Tagen auf Heine lastete. Die Poesie war abgetan und seine politischen Versuche waren gescheitert, letzten Endes, weil er ein Dichter war und als solcher über seine Persönlichkeit nicht hinaus konnte. So saß er mißmutig und verstimmt in der grauen Elbestadt. Die Zeit war nicht angetan, ihn zu erheben. Die bessere Zukunft, die er so oft prophezeit, wollte sich nicht zeigen, im Gegenteil, die Reaktion griff immer weiter um sich und unterwarf ihrem dumpfen Druck die Geister. Der Zar Nikolaus brachte dem Dichter, wenn er wirklich ernstliche Freiheits Hoffnungen auf den

Fürsten gesetzt hatte, eine schwere Enttäuschung, und die Art, wie er die Polen unterdrückte und wie er in Berlin die Regierung gegen jede demokratische Regung scharf machte, zeigten ihm, daß das Freiheitsbanner besseren Händen anvertraut werden mußte. Aber wer sollte es in Europa noch hochhalten? In England herrschten wieder die Tories, in Frankreich die dicken Bourbonen mit ihrem Polignac, in Italien hielt Österreich das leicht bewegliche Volk energisch danieder, die spanische Bewegung war durch Frankreich erstickt worden, die Erhebung in Polen war am Erlöschen und selbst die der Griechen machte nur geringe Fortschritte. Die Aussichten für die deutschen Liberalen waren trübe genug.

Unter diesen unerfreulichen Umständen war Heines Schaffenskraft und besonders Schaffenslust sehr gelähmt. Die Hamburger Zeit ist überaus unfruchtbar. Gelegentlich entstand wohl ein kleines, aber meist auch unbedeutendes Gedicht, das der Dichter in seiner Mappe bewahrte, ohne es herauszugeben. Ein Nachtrag zu den „Reisebildern“ wurde angefangen, der aber vielfach schon ältere Fragmente enthielt und, soweit er neu ist, erst nach der Julirevolution gedieh. Von den größeren Arbeiten ist nicht mehr die Rede, weder von dem „Rabbi von Bacharach“ noch von den angefangenen „Memoiren“. Der Dichter saß bis zur Julirevolution untätig in Hamburg. Es bedurfte eines neuen Prinzips, eines neuen äußeren Ereignisses, um seine Mißstimmung zu überwinden und ihn zu neuer Arbeitslust zu erwecken. Was sollte er auch tun? Bei Wienbarg beklagte er sich damals, daß er durch seine Manier der Sklave des Publikums geworden sei, daß er unter allen Umständen „heinißch“ bleiben müsse. Er hätte sich selber überbieten müssen, und das vermochte er nicht. Er wußte, daß seine neuen Gedichte den früheren nicht ebenbürtig waren und seinen Ruhm als Lyriker nur schmälern konnten. Für rein politische Arbeiten besaß er weder die Vorbildung noch die Stimmung in dieser trüben Zeit, und den Mischtypus von Poesie und Politik, den er in den „Reisebildern“ geschaffen, konnte er nicht fortsetzen, selbst wenn er es nach den letzten übeln Erfahrungen gewollt hätte. Ihm fehlten

die Mittel, um auf Reisen neue Eindrücke zu sammeln. Seine war ein rascher Arbeiter, aber zum Schaffen brauchte er, nachdem die erste Fülle der Jugend erschöpft war, äußere Anregung, Abwechslung und Veränderung des Schauplatzes. Ein Weimar hätte ihm nie zur Welt werden können. Reisen oder das Getriebe der Großstadt waren zur Belebung seiner Phantasie notwendig, er brauchte schnell vorüberziehende Dekorationen, er brauchte Menschen, die seinen Einfällen folgen und seine Witze verstehen konnten, er brauchte die Gesellschaft, das Milieu, in dem sich der moderne Mensch wohlfühlt. Er ist der Romantiker der Großstadt.

Nichts davon bot ihm die graue, langweilige Handelsstadt an der Elbe. Eintönig zogen die Tage dahin. Die Leute hatten ihr Geschäft, verdienten Geld und hatten für den Dichter in ihrer Mitte so wenig Verständnis wie er für sie. Strodtmann verweist treffend auf das Gedicht: „Anno 1829“, das später in den „Romanzen“ erschien. Es ist bezeichnend für die damalige Stimmung des Dichters:

Daß ich bequem verbluten kann,
gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
in dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
erfreun sich ihres Maulwurfsglücks,
und ihre Großmut ist so groß
als wie das Loch der Armenbüchse.

Zigarren tragen sie im Maul
und in der Hosentasch' die Händ';
auch die Verdauungskraft ist gut —
wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezereien
der ganzen Welt, doch in der Luft,
trotz allen Würzen, riecht man stets
den faulen Schellfischseeleuduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal —
nur diese satte Tugend nicht,
und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — sie hören nicht —
die Wolken droben sind so klug!
Vorüber reisend dieser Stadt,
ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

(I, 291.)

Er lebte sehr zurückgezogen. Im Gegensatz zu seinem früheren Aufenthalt hatte er fast gar keinen jüdischen Verkehr. Er mied die Juden wie sie ihn. Durch die satirischen Gestalten Gumpelinos und Hirsch-Hyazinths hatte er es noch mehr als durch die Taufe mit den ehemaligen Glaubensgenossen verdorben. Sie sahen in ihm einen Feind und Verächter ihrer Religion, während er von andrer Seite wegen seiner Verhöhnung des Christentums verdammt und verfolgt wurde. Bei der religiösen Gleichgültigkeit seiner Familie blieben die Beziehungen zu seinen nächsten Angehörigen durch solche Zwischenfälle ungetrübt. Er scheint sogar die Verbindung mit dem „unappetitlichen“ Schwager Embden wieder aufgenommen zu haben, zum mindesten bewahrte er die herzlichsten Gefühle für seine Schwester und deren Kinder. In das Haus des reichen Onkels kam er häufig, ebenso zu dem andern Bruder seines Vaters, dem Onkel Henry, der dem launenhaften, von seiner Stimmung abhängigen Neffen stets die gleiche Güte und Nachsicht des ältern Verwandten erwies. Er ist der einzige von seinen Angehörigen, mit dem der Dichter sich nie gezankt hat.

Den Verkehr mit den alten Freunden hielt er aufrecht, mit dem stets dienstgefälligen Merckel, dem geistreichen Zimmermann, dem schönggeistigen Assing, dem begabten Maler Lyser und dem kunstbegeisterten Dr. Sieveking. Neue Verbindungen kamen dazu, vor allem die mit August Lewald, der nach einer stürmischen Jugend als Kaufmann, Sekretär im russischen Hauptquartier, Schauspieler und Theaterdirektor jetzt in Hamburg eine gesicherte Stellung als Regisseur gefunden hatte und sich trotz seiner acht- unddreißig Jahre mit jugendlichem Eifer der Schriftstellerei widmete.

Heine suchte ihn nach Kräften zu fördern, wie er überhaupt stets hilfsbereit und ein guter Freund seiner wenigen Freunde war. Auch zu Zimmermann hielt er treu, trotz dessen unklarer, zum mindesten sehr lauen Haltung in dem Platen'schen Konflikt. Von Hamburg schickte ihm Heine mehrere Bogen voll Verbesserungsvorschläge zu seinem satirischen Epos „Tulifantchen“ und schon früher hatte er die Verbindung des Freundes, der einen Verleger suchte, mit Campe vermittelt. Er selbst freilich war damals aufs äußerste gegen den gemeinsamen „typographischen Julius“ aufgebracht. Er warf ihm Betrug und Durchstechereien mit seinen Feinden vor. Er war bereit, selbst unter erheblichen Opfern die Beziehungen zu dem Buchhändler zu lösen und zu Cotta überzugehen. Jedoch fand er in Stuttgart kein bereitwilliges Entgegenkommen, wie er annahm, weil Frau von Cotta den Gatten gegen ihn eingenommen hatte.

Unter Heines neuen Bekannten aus der Hamburger Zeit ist Rudolf Wienberg erwähnenswert. Er lebte damals, ehe er sich in Kiel als Dozent niederließ und eine Stütze des „Jungen Deutschland“ wurde, nach Abschluß seiner Universitätsstudien in seiner Vaterstadt Altona und suchte sich die ersten Sporen auf dem deutschen Parnass zu verdienen. Er besuchte Heine häufig in dem benachbarten Hamburg und dieser empfing den geistreichen jungen Mann, der über eine gediegene Bildung und ein erstaunliches Wissen verfügte, mit großem Vergnügen. Er war trotz seiner Jugend und seiner rückhaltlosen Bewunderung Heines einer der wenigen in Hamburg, neben Zimmermann vielleicht der einzige, der den Dichter anregen und geistig ihm etwas geben konnte, während all die andern Bekannten, der aus Preußen ausgewiesene demokratische Poseur von Maltitz, der gut konservative, bedächtige Redakteur Kunkel, der witzige Novellenschreiber Theodor von Kobbe und selbst Lewald, sich von ihm unterhalten ließen und mit all ihren bescheidenen Vorzügen nur Geister zweiten und dritten Ranges waren, deren poetische Leistungen an die Heines nicht heranreichten.

Auch Wienberg machte damals fleißig Verse, aber trotz des Lobes

seines größeren Freundes gab er die Poesie einsichtsvollerweise bald auf und widmete sich ganz der Kunstkritik und der Politik. Er ist der erste, der Heines literarhistorische Bedeutung als Dichter des kommenden liberalen Europas erfaßte, und begünstigt durch die persönliche Bekanntschaft, strebte er schon damals danach, ihn als Menschen und Dichter zu begreifen. Als Grundzug seines Wesens fiel ihm noch immer die Schüchternheit auf, die auch frühere Beobachter hervorgehoben hatten. In kleinem Kreis war er geistreich und lebhaft, in größerer Gesellschaft schweigsam und bescheiden. Es fehlte ihm an Geistesgegenwart und gegen überraschende Angriffe oder Spott war er wehrlos. Dem kernigen Holsteiner erschien er von einer mehr weiblichen als männlichen Liebenswürdigkeit und Koketterie, doch mag sich diese Auffassung durch den allgemeinen Gegensatz von Süden und Norden erklären. Den Juden verriet sein Äußeres wenig, seine Sprechweise nie, nur einmal in der höchsten Erregung verfiel er in die schrillen Kehllaute seiner Nation. Heine wußte sich zu beherrschen; was er sprach, war wohl überlegt, im Effekt sicher ausgearbeitet. Er kannte seine Stellung, schätzte seine Kräfte richtig ein, erschien überhaupt als eine mehr reflektierende als unmittelbar künstlerische Natur. „Habitué à me rendre compte de tout ce que je sens“ sagte er einige Jahre später von sich selber. An dieser Kontrolle des Verstandes über das Gefühl liegt es wohl, daß der Dichter trotz seiner damaligen Verstimmung auf die Hamburger Bekannten einen heiteren, keineswegs mißmutigen Eindruck machte. In dem kleinen Kreis, der sich regelmäßig bei Lewald oder bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte, war er gern gesehen. Er selbst gefiel sich in der Gesellschaft dieser Literaten oder literarisch interessierten Menschen und äußerte sich in heiterer oder ernster Weise über das, was ihnen allen am nächsten lag, über Bühne und Kunst.

Das Theater besuchte er sehr selten, Konzerte häufiger. Henriette Sonntag, die damals Europa in Begeisterung versetzte, interessierte ihn, so daß ein paar sehr mäßige Spottverse, die das anmaßende Auftreten der verwöhnten Sängerin verhöhnten, unserm Dichter zu-

geschrieben wurden. Den stärksten Eindruck machte auf ihn das technisch unerreichte Geigenspiel Paganinis. Er hat das Auftreten und den Zauber dieses Meisters später in den „Florentinischen Mächten“ beschrieben und zeigt dort die gleiche Fähigkeit wie sein Vorbild E. Th. A. Hoffmann, die innigsten Wirkungen der Musik durch das Wort wiederzugeben. Heine war eine musikalische Natur. Jedes seiner Lieder bestätigt es. Freilich innerhalb der Grenzen seiner Zeit. Rossinis Kunst verstand er, Beethoven erfüllte ihn mit Grauen, Bach war ihm langweilig, Meyerbeer dagegen hielt er für einen großen Komponisten, bis ihm die persönliche Feindschaft den Blick für die Schwächen des divino maestro öffnete. Er eilte in dieser Beurteilung dem Kunstverständnis seiner Zeit voraus. Selbst Goethe schätzte Meyerbeer sehr hoch und bedauerte, daß seine italienischen Neigungen ihn verhinderten, die Musik zu „Faust“ zu schreiben. Auch an dem Wunderkind Felix Mendelssohn nahm Heine ein gleiches Interesse wie Goethe, wenn er auch dem Enkel Moses Mendelssohns den Übertritt zum Christentum nie verzieh.

Aber dieser geringe Verkehr und die geringe Tätigkeit füllten den Dichter nicht aus. Es ist wohl diesem Nichtstun, dieser Leere seines Daseins, verbunden mit dem lastenden Druck der Zeit, zuzuschreiben, daß er sich damals einem ziemlich wüsten Lebenswandel ergab. Er selber schrieb an Barnhagen: „Als ich, außer meinem körperlichen Unwohlsein auch mit geistigem Mißbehagen, welches größtenteils durch mein letztes Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, daß man nicht mehr zu Hause eingezogen lebt und daß man dem kranken, verdrießlichen Leibe so viel Lebensfreuden als möglich abtrokt.“ Heine hatte eine sehr geringe Meinung von den Frauen. Das Weib ist ihm nur Genußmittel, selbst seine eigene Frau hat er später nie anders betrachtet, wie sie ihm auch nur die Befriedigung der Sinne bieten konnte. Dieser Dichter, der jahrelang von Liebe und nichts als Liebe sang, ist nie von einer reinen, geschweige einer bedeutenden Frau geliebt worden. Es gibt, abgesehen von der Korrespondenz mit Mathilde, keinen Liebesbrief,

kein leidenschaftliches Schreiben von oder an Heine. Er war kein Mann, der auf die Phantasie der Frauen wirkte. Darin unterschied er sich von Byron. Dieser gefiel sich in der Rolle des Mannes mit dem eiskalten Herzen. Heine war kalt. Dieses Gefühl hat er als Künstler, nicht im Leben. Seine eigene Kälte wirkte auf die Frauen, mit denen er in Berührung kam, sie stieß sie ab, und seine starke Sinnlichkeit fesselte nur solche, die ihr Lebenselement in der Sinnlichkeit fanden. Heine hat Freundinnen gehabt, die es gut mit ihm meinten, aber nie eine Geliebte. Er kannte nur die Liebchaft, und diese „Amouren“ schlossen gemäß ihrer Natur „als ein öder Kagenjammer, ein widerwärtiger Spuk und gespenstiger Ärger“. Sie hatten aber in diesem Fall noch schlimmere Folgen und Heine erkrankte nach seinem ausschweifenden Lebenswandel in bedenklichster Weise.

Er zog sich zur Erholung mit dem nahenden Frühjahr 1830 in das benachbarte Wandsbeck zurück, damals noch ein abgelegenes Walddorf, wo er den frisch stärkenden Heideduft genießen konnte. Er lebte dort ein Vierteljahr in größter Einsamkeit. Wienbarg, Merckel und Christiani machten wohl gelegentlich den für jene Zeit weiten und unbequemen Weg, auch sein alter Bekannter aus München, der Baron Tutschew, suchte ihn mit Frau und Schwägerin auf, aber das waren nur vorübergehende Unterbrechungen seines einsamen Landaufenthaltes. Er selbst fühlte ein Bedürfnis nach Alleinsein. Er las viel, besonders eifrig die Bibel und geschichtliche Bücher über die französische Revolution. Aus den Werken von Thiers und Mignet schöpfte er neuen Lebensmut, die Ahnung ging ihm auf, daß die unleidlichen herrschenden Zustände nicht von Dauer sein konnten und daß vor allem in Frankreich die Reaktion der Bourbonen ein baldiges Ende finden werde. Die Hoffnung regte ihn an und erweckte seine Schaffenslust. „Große Vorsätze,“ schrieb er an Wagners, „wälzen sich in meinem Geiste, und ich hoffe, daß auch öffentlich dieses Jahr manches davon zur Erscheinung komme.“ Diese Pläne bezogen sich auf ein „neues Opus ganz politischer Art“, also nicht auf die Überarbeitung der ersten Bände

„Reisebilder“, deren zweite Auflage damals in Vorbereitung war, und nicht auf den vierten Band dieses Werkes, mit dem ihn, wie er spöttisch bemerkte, sein Genius bedrohte. Er trug sich damals auch mit dem Gedanken, an dem Freiherrn von Rumohr, dem Freunde Platens, und dem Hamburger Professor Ulrich, der die „Bäder von Lucca“ aufs schärfste geschmäht hatte und, um Heine zu ärgern, den „Romantischen Ödipus“ sogar mit seinen Primanern in der Schule las, persönliche Rache zu nehmen. „Sie stehen beide schon auf der schrecklichen Liste.“ Glücklicherweise kamen diese Pläne nicht zur Ausführung. Der Dichter hätte den Rest von Ansehen, den er noch besaß, vernichtet, wenn er nach Platen die Plateniden in ähnlicher unfeiner Weise abgeschlachtet hätte. Er fühlte wohl, daß ihre Gesellschaft zu niedrig für ihn stand. Weder aus diesen noch den größern politischen Plänen ist etwas geworden. Seine politische Voreingenommenheit spielte ihm überhaupt sonderbare Streiche. Der Freiherr von Gaudy, ein liebenswürdiges Talent und unter den Heinenachahmern einer der geschicktesten und selbständigsten, sandte dem Dichter seine Gedichte mit einer bewundernden Zuschrift. Heine antwortete dem Aristokraten, indem er ihn über seine Stellung zu dem Kampf mit Platen und über den Adel inquisirierte, und mußte sich zu seiner Beschämung von einem bescheidenen preussischen Offizier und hingebenden Verehrer darlegen lassen, daß ein „Aristokrat durch Geburt und Grundsätze“ als Mensch ebenso hoch stehen könne als der überzeugteste Demokrat.

Ende Juni siedelte der Dichter nach Helgoland über, um sich auf dem Eiland inmitten des geliebten Meeres völlig zu erholen. Er war noch sehr gedrückter Stimmung. In der Einsamkeit hatte er sich darauf besonnen, daß er doch ein Dichter sei, für den es bessere Arbeit gebe als den politischen Guerillakrieg, den er seit mehreren Jahren führte. Er empfand es als Ironie, daß er berufen sei, seine Mitmenschen aus der Behaglichkeit des Gefühlslebens aufzuseuchen. „Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrischen Wortzauber zu

erklären, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken — ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache.“

Ob Heine damals wirklich daran dachte, zur Poesie zurückzukehren und der Politik zu entsagen? Wir wissen es nicht. Vielleicht entstand die vorübergehende Stimmung nur aus dem Ärger, daß er seine beste Kraft an eine Sache gesetzt hatte, die damals aussichtsloser als je erschien. „Freiheit, du bist ein böser Traum!“ Der Ausruf klingt wie der müde Abschied von einer als zwecklos erkannten Tätigkeit. Alle diese Erwägungen und Verstimmungen nahmen mit einem Schlag ein Ende, als die Nachricht der Pariser Julirevolution in den ersten Augusttagen die Insel erreichte. Badegäste und Einwohner waren in gleicher Aufregung, die Begeisterung für den Kampf der „armen Leute“ und für den Sieg des Volkes kannte keine Grenzen. Heines Jubel war ungeheuer. Die Umwälzung gab seinem Leben einen neuen Inhalt und rechtfertigte sein bisheriges Streben. Es war kein leerer Wahn mehr, für den er gekämpft und gelitten hatte, sondern greifbare Wahrheit. Er verschlang die eintreffenden Zeitungen, und je mehr er von den Ereignissen hörte, um so mehr jubelte er:

„Lafayette, die dreifarbigte Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den smaragdnen Wellen wie heiteres Mädchengeficher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: Was bedeutet der Jubel,

der bis ins Mark der Erde drang? Was gibt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?' Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt . . . 'Wie heißt er?' Ihr kennt ihn gut, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht . . . Pan ist tot! — Lafayette, die dreifarbigte Fahne, die Marseillaise . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den geseiten Waffen, worüber meine Mutter den Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt befränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspereen, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

So spricht ein Berauschter, ein Dichter, der sich vor Glücksgefühl nicht zu fassen vermag. Es war ja nun alles so gekommen, wie er es in seinen kühnsten Träumen gehofft hatte. In drei Tagen war das große Werk vollendet. Hatte er nicht immer gesagt, daß Adel und Klerus nur noch Gespenster seien, Spukgestalten, die beim ersten Krähen des Hahnes sich in nichts auflösen würden? Es genügte, daß das Volk sich erhob und der Schwarm der Feinde war verschwunden, ohne daß es zu größerem Blutbergießen gekommen war. Die Arbeiter hatten zwar wie bei jeder Revolution angeblich Wunder von Tapferkeit verrichtet, sie hatten die nackte Brust den Schergen der Tyrannei entgegengeworfen. So stand es in den Zeitungen und bald konnte man die Heldentaten der Freiheitskämpfer sogar gemalt sehen, aber auf der andern Seite unterlag es keinem Zweifel, daß ein nennenswerter Widerstand nicht stattgefunden hatte. Dieser rasche unblutige Verlauf entsprach ganz Heines Neigung. Er begeisterte sich wohl für Danton und Robespierre, aber eine Revolution im blutigen Stile dieser Männer

war mehr, als seine weichere Natur vertragen hätte. Er berauschte sich in dem Hochgefühl, daß das Volk sich dieses Mal ebenso edel wie tapfer benommen und Schonung an seinen Feinden geübt hatte. Mit dieser Glorifizierung der Julirevolution stand er nicht allein. Sie wurde selbst von einem pessimistischen Geschichtschreiber wie Niebuhr geteilt, und nach dem Urteil des geistvollen Fürsten Bückler konnte es keine herrlichere Revolution geben. „Welche Kraft, welche Einheit, welche Mäßigung!“ rief er aus. „Die Staatsreligion hat aufgehört, nun ist kein Hindernis mehr in Frankreich, welches das Rad der Aufklärung in Frankreich aufhalten könnte, und schnell werden die Franzosen die erste Nation der Erde werden. Die erste Revolution hatte mit Blut gedüngt, die zweite trägt die Frucht.“ Man über sah den großen Unterschied zwischen der Umwälzung von 1789 und der von 1830. Es entging Heine, daß die erste eine unvermeidliche Bewegung war, die sich mit der Unerbittlichkeit eines Naturereignisses vollzog, die zweite ein Parteikampf, in dem ein machtlüsterner Klügel das Volk zu den Waffen rief und wieder nach Hause schickte, als er sein Ziel erreicht hatte. Revolution und Freiheit hatten in Heines Ohren und in denen aller seiner Zeitgenossen einen unterschiedlos pathetischen Klang. Sie waren Emanationen der Idee.

Der Dichter war überzeugt, daß Deutschland dem Beispiel Frankreichs folgen werde. Aber die Voraussetzungen für eine Volkserhebung fehlten hier völlig. Vor allem lag es an den Liberalen, die keine Partei und keine Macht bildeten. Sie waren Offiziere ohne Soldaten. In Berlin und Wien blieb alles ruhig, in den kleinen Residenzen garte es wohl, es kam auch zu Putzchen in Kassel, Dresden und Hannover, wo die Fürsten sich zu mehr scheinbaren als wirklichen Konzessionen verstanden, aber einen vollen Erfolg hatte die Bewegung nur in Braunschweig, wo der verhaßte Diamantenherzog, Heines ehemaliger Schützling, den Thron räumen mußte, jedoch ohne daß dieser Sieg des Volkes auf Rechnung der liberalen Ideen gesetzt werden konnte.

In Hamburg benutzte das freie Volk die Lockerung der Auto-

ritäten, um eine Judenheze größeren Stils zu veranstalten. Auf Kommando wurden die Juden aus den öffentlichen Lokalen hinausgeworfen, unter Hep-Hep-Rufen lief die Menge durch die Straßen, verprügelte die Israeliten, die sich blicken ließen, warf ihnen die Fensterscheiben ein oder demolierte ihre Wohnungen. Selbst Salomon Heines Haus am Jungfernstieg war von einem Steinhagel bedroht, doch, wie Strodtmann berichtet, wurde es verschont, weil die Tumultanten die Wohltätigkeit des gutmütigen Millionärs zu schätzen wußten. Statt dessen zogen sie vor das Rathaus und schlugen dort die Scheiben ein. Im ganzen aber bewies der Pöbel gleich dem Pariser eine achtungswerte Mäßigung, er ließ es bei Prügeln und Sachbeschädigung bewenden. Zwei Tage dauerte der Unfug, am dritten verkündete der Senat die Aufruhrrakte, bot das hanseatische Militär und die Bürgerwehr auf, und mehr brauchte es nicht, um die Ruhe wiederherzustellen.

Heine fühlte sich dem Judentum nicht mehr so innig verbunden, sonst hätte diese eigenartige Freiheitsbewegung tieferen Eindruck auf ihn gemacht und seinen damaligen Enthusiasmus niedriger gestimmt. Schon früher hatte er geschrieben: „Ich verdamme nicht den Haß, mit dem das gemeine Volk die Juden verfolgt“; er kannte die historischen Ursachen dieser Abneigung zu genau und zu genau kannte er die Juden, um alle Schuld dem christlichen Pöbel aufzubürden. Heine identifizierte sich durchaus nicht mit der Masse des Judentums, und es ist gewiß bezeichnend, daß ein Mann wie Eduard Drummond ihn sogar als antisemitischen Schwurzeugen in Anspruch nimmt. So ging er über die Hamburger Ereignisse mit der Bemerkung hinweg, daß sie „einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden könnten“. Er selbst fühlte sich damals „frei und frisch“ und „arbeitsfähiger als sonst“, er stand noch ganz unter dem erhebenden Eindruck der Julirevolution. In dieser Stimmung schritt die Arbeit an den Nachträgen zu den „Reisebildern“, wie der vierte Band zuerst hieß, rasch vorwärts, so daß das Werk gegen Ende 1830 in die Druckerei wandern, im Januar des nächsten Jahres erscheinen konnte. Es wurde im Königreich

Sachsen gedruckt, in der irrigen Annahme, daß dort die Zensur aufgehoben sei. Sie existierte aber noch für alle Druckfachen unter zwanzig Bogen, und so war der Dichter gezwungen, einige Arien einzulegen und ein Finale zu schreiben, um das Buch auf den erforderlichen Umfang zu bringen, der es vor der Mißhandlung der Zensur bewahrte. Und daran war ihm diesmal besonders viel gelegen, denn dieser Nachtrag sollte das Siegel auf die bisherigen Reisebilder drücken. Er sollte das politische Programm des Dichters zusammenfassen, indem er neben dem Rückblick auf die üble Vergangenheit vor der Revolution einen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft nach der Revolution enthielt, er sollte Zeugnis ablegen von dem großen Umschwung, der durch die Befreiung eingetreten war. Dieser Gedankengang erlaubte es dem Dichter, Altes und Neues zusammenzustellen. In der ersten Hälfte des Bandes, der „Stadt Lucca“ (III, 379), stammen die einleitenden Kapitel aus früherer Zeit, alles übrige wurde erst unter dem Eindruck der Julirevolution geschrieben, die zweite Hälfte dagegen, die „Englischen Fragmente“ (III, 433), waren zum größten Teil schon 1828 verfaßt und sogar in den „Politischen Annalen“ schon veröffentlicht worden. Erst das neue Schlußwort setzte sie mit den Ereignissen der Gegenwart in Verbindung. Heine legte naturgemäß den größeren Wert auf die „Stadt Lucca“, und nur diesen Teil des Werkes durfte er mit Recht als den „Abschluß einer Lebensperiode bezeichnen, die zugleich mit dem Abschluß einer Weltperiode zusammentraf“.

Er selbst hat in dem Vorwort darauf hingewiesen, daß das neue Werk sich unmittelbar an die „Bäder von Lucca“ anschließt. Nur der Schauplatz ist verändert, er ist aus dem Bad nach der Stadt gleichen Namens verlegt. Der Verfasser selbst macht den kleinen Spaziergang und als echter Romantiker, der er noch immer ist, wandelt er nicht den Weg der „gewöhnlichen Landstraßenmenschen“, sondern seinen eignen Pfad, auf dem er mit klugen Eidechsen und stolzen Adlern Zwiesprache halten kann. Nirgends stören ihn „Philistergesichter“, sein Italien ist noch immer das gelobte Land der Romantik. Von der

Bernunft will der Wanderer nichts wissen. Die Menschen denken nicht, sondern leben von Einfällen, und ihre Philosophie wird als „eitel Luft und Wasser“ abgelehnt. Heine spottet zum ersten Male über Hegel. Noch in München hatte er gefordert, daß eine abfällige Bemerkung über dessen Lehre in den „Politischen Annalen“ ausdrücklich als nicht von ihm herrührend kenntlich gemacht wurde. Die Gesinnungsänderung ist durch die Politik hervorgerufen. Es zeigte sich immer mehr, daß die Hegelsche Philosophie eine Stütze des bestehenden Zustandes, eine Feindin jeder Neuerung war. So führt diese Absage an die Philosophie nicht, wie man nach der Einleitung erwarten sollte, zurück in die Romantik, sondern vorwärts in die Politik des Tages. Der Wanderer erreicht die Stadt Lucca. Er ist der Tag einer feierlichen Prozession. Sie ist meisterhaft geschildert, scharf treten die einzelnen Typen der katholischen Geistlichen hervor, von dem armen beladenen Priester, gegen den er „nicht schreiben will“, bis zu dem prunkreichen Erzbischof. Das ganze „diplomatische Korps Gottes“ marschirt unter dem Schutze der Bajonette auf. Die unglückliche Verbindung von Thron und Altar, der der Haß des Verfassers gilt, wird vorgeführt. In der Stadt trifft er seine alten Freundinnen aus dem Bad Lucca wieder, Mathilde und Franzeska. Sie haben ihren persönlichen Charakter eingebüßt, die Engländerin ist ganz Vernunft und Aufklärung, die Italienerin ganz Glaube und Romantik. Die eine geht inbrünstig in der Religion auf, die andere hält sie mit Voltaire für einen großen Volksbetrug. Zwischen beiden wandelt der Dr. Heine, dessen Ansicht die Mitte zwischen den zwei Extremen hält. Er ist religiös und doch religionslos, er ehrt die Religion, aber verwirft die Religionen, er schwärmt für Christus, weil er „ein bescheidener Gott des Volkes“ war, ein „Bürgergott“, un bon dieu citoyen, aber er lehnt das Christentum in jeder der bestehenden Formen ab. Die Reisebeschreibung wird zum religionspolitischen Exkurs.

Das Bild Max Klingers „Christus im Olymp“ ist den Lesern bekannt. Der Heiland, der Schmerzensträger der Welt, tritt unter die tafelnden hellenischen Götter, die vor ihm versinken. Die Idee

stammt aus der „Stadt Lucca“: „Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldenen Pokale zitterten und die Götter verstummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen. Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazarett, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion“. Das Heidentum erscheint als die Religion der fröhlichen Sinnenslust, das Christentum als die des Schmerzes und der Entsagung. Das ist die Anschauung, die in den nächsten Jahren Heines Weltbild beherrscht und aus der er den Verlauf der Weltgeschichte konstruiert. Heidentum und Christentum sind ihm notwendige Entwicklungsstufen, Sinnensfreude und Weltabkehr seelische Zustände, die sich ergänzen und gegenseitig ablösen müssen. Jede Religion ist achtungswert, solange sie ein freies Bekenntnis zur „Herrlichkeit Gottes“ bildet. „Da kam aber ein Volk aus Ägypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priestertums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand ‚die Menschenmäkelei‘, das Proselytenmachen, der Glaubenszwang und all jene heiligen Greuel, die dem Menschengeschlechte so viel Blut und Tränen gekostet.“

Die Juden, das „Urübelvolk“, haben die Staatsreligion mit Glaubenszwang und Unduldsamkeit erfunden, und in dieser Einrichtung verkörpert sich in Heines Augen alles, was bekämpft und vernichtet werden muß. Den Vorwurf, daß er ein Feind der „Religion und des Staates“ sei, weist er ausdrücklich zurück; er huldigt der Herr-

lichkeit Gottes und er bezeichnet sich als einen Anhänger des Königtums, des moralischen Prinzips, aber er verurteilt die Staatsreligion, das „Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden“ ist. Der Glaubenszwang hat zum Glaubenszwiespalt geführt und dadurch zur Zerreißung Deutschlands in zwei feindliche Lager. Heilung bietet nur der „Indifferentismus in religiösen Dingen“. „Durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken. Jetzt kommt es darauf an, die Herrschaft derer zu brechen, die an dieser unnatürlichen Verbindung von Thron und Altar interessiert sind, das ist der Adel und die Geistlichkeit, sie knechten nicht nur das Volk, sondern beherrschen auch die Fürsten, und so ist der Kampf zur Befreiung des Volkes zugleich ein Kampf für die Befreiung, die Emanzipation der Könige“.

Das ist das politische Programm des Dichters. Es kommt hier nicht darauf an, ob es in allen Einzelheiten richtig oder falsch ist, ob es praktisch durchführbar oder utopisch war; wichtiger ist, daß es von einem hohen Idealismus getragen war und daß es die Ideen des europäischen Liberalismus in wirksamster Form zusammenfaßte. Seit Dantes Tagen hatten die edelsten Geister ähnliche Forderungen aufgestellt. Wenn der Florentiner die Konstantinische Schenkung bekämpfte, so geschah es, weil sie die Kirche auf die Bahn weltlichen Ehrgeizes verlockte, weil sie materielle Interessen mit dem rein Geistigen verknüpfte. Für die Befreiung des Glaubens hatte Luther, hatte auch Goethe seine Stimme erhoben:

Ich aber bin ein Protestant,
will wacker protestieren.

Das Wort „Protestant“ war seitdem in dem Preußen Friedrichs des Großen in Acht und Bann getan, es wurde nur noch Evangelisch geduldet. Seine war der Ansicht, daß der große Kampf der Geister zunächst auf politischem Gebiet ausgetragen werden müsse. Auch das mag für die damalige Zeit richtig sein, ein Mißgriff aber war es, wenn er als bestes Mittel in diesem Ringen den religiösen Indifferentismus empfahl. Das ist ein Überbleibsel der Aufklärung, die die Religion nach ihrer praktischen Brauch-

barkeit abschätzte wie der aufgeklärte Hirsch-Hyazinth. Auch Schleiermacher wandte sich mit zündenden Worten gegen die unnatürliche Verbindung von Thron und Altar, aber nicht durch eine Abschwächung, sondern durch eine Vertiefung des Glaubens, durch eine neue Befestigung der Religion im Gemüt dachte er die zeitlichen Mißstände zu überwinden. Dafür hatte Heine kein Verständnis. „Eine liebe Tradition“ war für ihn das Höchste, was die Religion sein konnte. Ihre Macht über die Geister war ihm fremd, weil er selber von dem religiösen Bedürfnisse der Menschheit nichts verspürte. Schöne Frauen ohne Religion vergleicht er mit Blumen ohne Duft. Der Vergleich ist ungemein bezeichnend für Heines Auffassung, die Religion ist für ihn eine gefällige Zutat, kein Lebens-
element. Die Anschauung entsprach der Entwicklung des Dichters. Er war der Sproß einer religionslosen Zeit, der Sohn ungläubiger jüdischer Eltern, der Zögling einer Schule der Aufklärung. Er hat als Kind nicht beten gelernt und konnte das Wiedererwachen der Religion, das Erstarren der religiösen Gefühle nur als einen Rückfall in eine längst überwundene Periode empfinden. Das Mittelalter glaubte, so war es klar, daß der Glaube mit den letzten Resten des Mittelalters dem Tode geweiht war und untergehen mußte.

Heine war sich der Einseitigkeit seiner Kampfansage an Adel und Kirche bewußt. Er erkannte, wie er an Barnhagen schrieb, daß die Revolution alle sozialen Interessen umfaßte und daß die „Aristocratie bourgeoise“, das Großbürgertum, in seinem Sinn mindestens ebenso gefährlich sei wie die beiden anderen Stände. Aber er wollte den „Ankampf konsolidieren“. Er glaubte gerade durch seine Einschränkung praktische Politik zu treiben und er hielt es für das Wichtigste und Notwendigste, „in Deutschland, wo man stark religiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emanzipieren“. Er nahm damit das Werk Voltaires wieder auf, dessen Ziel es auch war, in der Religion das Gefühl durch den Verstand zu ersetzen und dadurch die Hingabe an den Glauben zu schwächen. Freilich die Voraussetzungen hatten sich seit der Zeit geändert, da der universalste Kopf des 18. Jahrhunderts den Kampf für die

Rechte der unterdrückten Vernunft aufnahm. Er kämpfte unter Einsatz des eignen Lebens gegen die ungebrochene Macht des Adels und der Geistlichkeit, Heine gegen eine vorübergehende Reaktion. Voltaire schmiedete sich seine Waffen selber, Heine fand sie gebrauchsfertig in dem Arsenal der Philosophie. Er bezeichnete sich später als einen Vogel, der sein Nest in der Perücke des Herrn von Voltaire gebaut habe, aber mit diesem den Franzosen schmeichelnden Vergleich tat er sich trotz der Abhängigkeit von seinem Vorläufer Unrecht. Mag er ihm als Denker und Kämpfer nicht ebenbürtig sein, so ist er ihm als Dichter weit überlegen. Heines Angriffe auf die bestehenden Zustände erhalten ihre persönliche Färbung und ihre Wucht nicht durch ihre Begründung, sondern durch die Poesie. Selbst sein Spott und seine Satire sind poetisch. Sie verlocken durch die Form, sie schmeicheln sich ein, sie ziehen die Sinne in ihren Bann. Der Leser merkt gar nicht, daß eine Welt vor seinen Augen in Trümmer geschlagen wird, bis er plötzlich aus dem Lachen aufwacht und die Scherben am Boden erblickt. Voltaire ist deklamatorisch und selbst wenn er lacht, bleibt er ernst, Heine wird nie tragisch und darum wurde er häufig nicht ernst genommen trotz der Wirkung, die seine Schriften ausübten. An historischer Bedeutung freilich kann er sich mit Voltaire nicht messen, der Franzose war ein Bahnbrecher, der Deutsche ist im Verhältnis zu ihm ein Nachzügler. Voltaire drückte einem Jahrhundert die Spuren seines Geistes auf, Heine ist nur ein Sohn seiner Zeit und ihr Werkzeug.

Seine Kampfansage, wie er sie in der „Stadt Lucca“ formuliert hat, wäre ein würdiger Abschluß seiner italienischen Reise und der „Reisebilder“ überhaupt gewesen. Leider ließ es der Dichter nicht bei den sachlichen Darlegungen bewenden, sondern hielt es für nötig, in der Fortsetzung seine persönliche Stellung in diesem Kampf zu schildern, sowie das Martyrium, das er für die Freiheit erduldet. Er vergleicht sich mit Don Quixote. In einem sehr hübschen Kapitel zeichnet er den scharfsinnigen Junker als den Helden des reinsten Idealismus, der von verständnislosen Menschen gehänselt

und verprügelt wird. In ihm sieht er sein Ebenbild, denn wie jener habe auch er durch die Lektüre den Verstand verloren, durch die Erzählungen von den Freiheitskämpfern Rousseau, Mirabeau und den Abgeordneten des Nationalkonventes. In larmoyanter Weise zählt er all das Ungemach und „unsägliche Drangsal“ auf, das ihm im Kampf für seine Dulcinea, die Freiheit, begegnet sei. Die Welt ist wirklich sehr schlecht gegen den armen Freiheitskämpfer: „Als mich hungerte, da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürstete, da tränkte man mich mit Wermut, man goß mir die Hölle ins Herz, daß ich Gift weinte und Feuer seufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da sehe ich sie, die grauenhaften Larven, die nobeln Lakaiengesichter mit fletschenden Zähnen, die drohenden Bankiernasen, die tödlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorstechen, die bleichen Manschettenhände mit blanken Messern.“ Diese Tiraden schädigen den sachlichen Wert der Ausführungen und hinterlassen den Eindruck, daß der ganze Freiheitskampf nur inszeniert, das politische Programm nur entwickelt wird, um die Person des edeln Kämpfers in die richtige Beleuchtung zu rücken, daß dem Verfasser nicht die Sache, sondern sein schätzenswertes Ich die Hauptsache sei. Sein Ruf „Aux armes, citoyens!“, mit der die Schrift endet, verhallt daher wirkungslos und ohne überzeugende Kraft, denn wer hat Lust, die Waffen für Heinrich Heine zu ergreifen?

Mit den „Englischen Fragmenten“, dem zweiten Teil des vierten Bandes der „Reisebilder“, machte es sich der Dichter sehr leicht. Zunächst hatte er es überhaupt von sich gewiesen, über England zu schreiben, erst durch die sehr günstige Honorierung Cottas fühlte er sich moralisch zu einer Gegenleistung verpflichtet, und da er nichts anderes besaß, lieferte er den „Politischen Annalen“ seine englischen Reiseberichte. Sie enthalten einige ganz gute Charakteristiken politischer Persönlichkeiten, sonst aber nur ein oberflächliches Bild des englischen Lebens und Parteigetriebes, das durch einige Auszüge aus Londoner Zeitungen erläutert wird. England hatte den Dichter zuerst durch seine Großartigkeit überwältigt, auf die Dauer

aber abgestoßen. Es entsprach zu wenig seinen Ideen, und so kommt es, daß er dem Lande der praktischen Freiheit, das er vor Augen hat, Frankreich, das er nicht kennt, gegenüberstellt, als das Land der idealen Freiheit. Der Gegensatz, der sich in den beiden Nationalhelden, Napoleon Bonaparte und Wellington, verkörpert, in dem Sohn der Revolution und dem Sproß der Geburtsaristokratie, beherrscht das Buch. Die Zusammenstellung und Veröffentlichung mit der „Stadt Lucca“ ergab sich aus Heines politischem Programm. Hatte er in der ersten Schrift zumeist seinen Zorn an den Pfaffen gefühlt, so erschienen ihm die „Englischen Fragmente“ wie eine Abrechnung mit dem zweiten, nicht minder leidenschaftlich gehaßten Gegner, mit der Feudalaristokratie, diesem „Vampyr des Mittelalters“, der nach seiner Meinung gerade in England die ganze Macht der Vergangenheit bewahrt hatte. Diese Bedeutung des Buches wird in dem Schlußkapitel mit dem bezeichnenden Titel „Die Befreiung“ deutlich ausgesprochen. England verharrt in „einem mittelalterlichen Zustand“, ihm fehlt die Gleichheit, und alle Konzessionen an die liberalen Ideen werden dort aus „faktischer Notwendigkeit“, nicht aus dem allein seligmachenden „Prinzip“ gewährt. Aber da Heine des Sieges der Idee gewiß ist, so ist es ihm eine Kleinigkeit, England eine Revolution vorauszusagen, die nicht nur „die Staatsform, sondern das ganze gesellschaftliche Leben“ nach dem „dreifarbigem Evangelium von Paris“ umgestalten wird. Mit einem Lobgesang auf die Revolution schließt das Buch. „Die demokratische Vernunft wird auch dort siegen, wie sie schon in Frankreich gesiegt hat. Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unsrer Zeit. . . Die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.“ So lautet der allerdings erst nachträglich hinzugefügte Schluß von Heines englischer Reisebeschreibung. England dient ihm nur als dunkle Folie, um das Land der idealen Freiheit in den leuchtendsten Farben zu schildern.

Das alles klingt den ernüchterten Lesern von heute wie leere Phrasen, aber der revolutionäre Taumel, in dem die Worte geschrieben sind, berauschte damals Kopf und Herz der Besten und erfüllte sie mit einer grenzenlosen Bewunderung für Frankreich, das Land der Freiheit und des Fortschrittes. Wolfgang Menzel, der sich als Hüter des Deutschtums aufspielte, stimmte Heine rückhaltlos bei und erklärte in seiner Besprechung des Werkes: „Nichts Wahres in der ganzen Zeit seit Napoleons Sturz als die Lüge.“ Man sah in der Reaktion seit dem Tage von Waterloo einen Verrat an der Sache der Menschheit, in der Revolution ein Wiedererwachen der Welt. Heine hatte nicht unrecht, daß er die Errungenschaften von 1789 hochhielt, mochten sie auch durch Ströme von Blut erkaufte sein. Jeder Fortschritt erfordert Opfer. Aber ein Irrtum des Dichters war die Annahme, daß der Fortschritt nur durch die gewaltsame Erhebung des Volkes errungen werden könne, daß die Revolution eine Notwendigkeit sei. Der Glaube an dieses Dogma der damaligen Liberalen führte zu der falschen Beurteilung Englands, weil der Ausbau des Staates dort nicht durch den Umsturz, sondern durch die gleichmäßige Tätigkeit der Verwaltung und Gesetzgebung erstrebt wurde, er führte auch zu der Mißachtung Deutschlands, weil auch dort revolutionäre Neigungen nur in sehr geringem Maße bestanden. Der Nichtrevolutionär erscheint als der verächtliche Philister, der Revolutionär als das große Individuum, das ein freies Ausleben der Persönlichkeit selbst gegen den Staat beanspruchen darf. Die politischen Anschauungen Heines und seiner Generation wurzeln tief in der Romantik, und was ihnen als Idee der Revolution vorschwebte, ist keine soziale, sondern eine individualistische Bewegung. Sie redeten zwar viel von dem Volke, aber sie fühlten sich nicht als Teil dieses Volkes, sondern als übergeordnete Einzelwesen. Die „vornehme Eiskrinde“ muß von Heines Herzen schmelzen, wenn er in die Politik hinabsteigt. Selbst als Politiker ist er stets Romantiker geblieben, der das Volk nur als ein Machtmittel in der Hand des großen Führers betrachtet. Romantiker waren sie alle

in ihrer seelischen Verfassung von Rousseau bis Laffalle, ja bis auf Karl Marx.

Die vier Bände der „Reisebilder“ umfassen das Schaffen unseres Dichters in den wichtigen Jahren 1825—30. Die Form, die eigentümliche Verbindung des Persönlichen mit dem Zuständlichen, hatte ihm die „Harzreise“ intuitiv geliefert. Er hielt sie fest, weil sie seinem romantischen Naturell entsprach und sich als brauchbar bewährte, alles in scheinbarem buntem Durcheinander auszusprechen, was er auf dem Herzen trug. Der Verfasser geht auf die Wanderschaft und läßt die bunten Bilder an sich vorüberfluten, die mit einer nie wieder erreichten Fülle von Witz und Laune, Poesie und Humor betrachtet und erläutert werden. Die Person des Dichters bildet den festen Mittelpunkt, um den sich das immer wechselnde Weltbild gruppiert. Darin liegt die Schwäche und die Stärke dieses neuen literarischen Typus, seine Stärke, soweit er poetisch, seine Schwäche, soweit er politisch ist. Die Poesie ist persönlich, die Politik unpersönlich. Daher war die politische Wirkung der „Reisebilder“ nicht so groß, wie man nach dem allgemeinen Beifall erwarten durfte. Man nannte Heine in Berlin spöttisch den „Salon-demagogen“, nicht weil man an der Ehrlichkeit seiner Überzeugung zweifelte, sondern weil man in ihm immer den Dichter sah, der in poetischer Form nebenbei Politik trieb. Man las die „Reisebilder“ mehr als Dichtung, weniger als politische Schrift. Der Dichter selbst urteilte über den letzten Band, er sei „stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten“, er wirke also mehr durch die Form als durch den Inhalt. Das war eine Enttäuschung für ihn, und in dem Schlußwort der „Englischen Fragmente“, das aber als Geleitwort zu allen vier Bänden zu betrachten ist, sucht er die politische Bedeutung des Wertes und seine eigene politische Rolle darzulegen.

Er erzählt dort das Märchen von dem Narren Kunz von der Rosen, der als einziger Getreuer dem verratenen und verlassenen Kaiser in das Gefängnis folgt. Mit ihm vergleicht sich der Dichter: „O, deutsches Vaterland! teures deutsches Volk! ich bin dein Kunz

von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Not; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Zepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst jemanden um dir haben, der mit dir schwagt über die bedränglichste Drangsal und dir Mut einspricht und dich lieb hat, und dessen bester Spaß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr im Lande — dein Wille ist souverän und viel legitimer als jenes purpurne *Tel est notre plaisir*, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln daniederliegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber, und draußen glüht das Morgenrot.“ Aber der Zweck der „Reisebilder“ ist damit noch nicht erschöpft. Der Narr hat seine Pflicht getan, jetzt ist es an dem Kaiser, die seine zu erfüllen. Er soll das Schwert ergreifen und den Mut finden, sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Das Volk soll aus seiner Untätigkeit und Schlafmüdigkeit aufwachen. Der Narr will es durch seinen Spott aufwecken, durch seine Satire reizen, daß es sich endlich aufraffe und seine Bedränger verjage. Deutschland soll „wollen“, es soll sich die Freiheit erringen so gut wie die andern Völker, so gut wie Franzosen, Griechen und Polen, und dieses Nichtwollen, diese Willensmüdigkeit des deutschen Michel bringt den Dichter zur Verzweiflung und entlockt ihm die schärfsten Worte gegen ein Volk, das sich zum Spielball mittelalterlicher Gespenster machen läßt. Es muß mit Gewalt aufgerüttelt werden, und dazu bedarf es der satirischen Peitsche, ja des verächtlichen Fußtrittes.

Heine hat die vier Bände „Reisebilder“ als ein „stattliches Standwerk“ bezeichnet, und sicher gibt es kein Literaturdenkmal,

das den Charakter jener zwiespältigen Epoche mit ihrer Hoffnungs-
freudigkeit und Weltmüdigkeit, ihrer Begeisterung und Blasiertheit,
ihrem selbstzerfleischenden Witz und verführenden Humor klarer
zum Ausdruck bringt. Es ist ein Weltbild, das das Aufkommen
der modernen Weltanschauung im Kampfe gegen die Romantik
darstellt. Die politische Betrachtungsweise ringt mit der poetischen,
die praktische mit der künstlerischen, die realistische mit der senti-
mentalischen. Der Verfasser selbst blieb immer Romantiker, und dem
ist es zuzuschreiben, daß das Poetische abgerundeter und anschau-
licher hervortritt als das Politische. Die ersten Bände, in denen
die Poesie überwiegt, stehen über den späteren. Die Nachwelt liebt
die „Harzreise“ und das „Buch Le Grand“ noch heute mit Ver-
gnügen, während die „Stadt Lucca“, die „Nordsee III“ und die
„Englischen Fragmente“ nur noch als geschichtliche Dokumente von
dem Literaturhistoriker beachtet werden. Es liegt nicht nur daran,
daß das meiste, was Heine erstrebte, längst verwirklicht und in
ganz anderer Weise, als er dachte, verwirklicht ist, sondern es liegt
an der Dürftigkeit seiner politischen Gedanken überhaupt. Seine
Freiheitsidee besitzt nur einen negativen, aber keinen positiven In-
halt. Sie reißt nieder, weiß aber nichts Besseres an die Stelle
des Alten zu setzen. Diese Ideenlosigkeit führte zur Katastrophe
des Liberalismus im Jahre 1848. Als die Stunde der Tat schlug,
fand sie nur Doktrinaire und Paragraphenschreiber. Heine wie alle
seine Zeitgenossen fordern eine Verfassung und erwarten Wunder
von ihr. Sie übersehen, daß die Verfassung kein Volk schafft,
sondern nur der jeweilige Ausdruck eines Volkes auf einer be-
stimmten Entwicklungsstufe ist. So wenig das deutsche Volk nach
einer mehrhundertjährigen Ohnmacht plötzlich politisch werden
konnte, so wenig vermochte es der Dichter selber. Er ist darin ganz
deutsch, ganz der Sohn seiner Zeit, und was er und seine Zeit
Politik nannten, das ging über Wünsche und Träume, über Hoff-
nungen und Phantasien nicht hinaus. Heine war nach seiner ganzen
Veranlagung kein Politiker, sondern ein Dichter, der die Not seiner
Zeit am eigenen Leibe fühlte, und weil er sie fühlte, ein Politiker

zu sein glaubte. Die „Reisebilder“ erschienen ihm als eine große, kühne Tat, und das waren sie damals auch, aber ein bedeutenderes Werk als das „Buch der Lieder“, wie der Verfasser glaubte, waren sie gewiß nicht. Immerhin, er hatte Grund, stolz auf die vier Bände zu sein, und er durfte sich rühmen, daß er mutig seine Stimme für die Freiheit erhoben habe, während die andern, besonders die guten Freunde aus der Burschenschaft, die früher die Lautesten waren, vorsichtig schwiegen und die Freiheit klugerweise nur tief im Gemüt trugen.

„Ich hab's gewagt“, durfte Heine am Schlusse dieses Werkes sagen, das den Hoffnungen von Tausenden das rechte Wort lieh. Darauf beruhte der große materielle Erfolg. Für die damalige Zeit wollte es schon etwas besagen, daß die ersten Bände einer Neuaufgabe bedurften, als der vierte erschien. Es wurde bei der Neuaufgabe manches weggelassen und innerhalb der einzelnen Teile verschiedene Umstellungen vorgenommen. Die zweiten Nordseegedichte wurden mit den ersten vereinigt, und der auf diese Weise freigewordene Raum wurde durch eine neue Gedichtsammlung, den „Neuen Frühling“, ausgefüllt. Es erscheint seltsam, daß der Dichter in seiner damaligen erregten politischen Stimmung Sinn für Lyrik besaß, aber die neue Schaffenslust, die mit der Revolution über ihn gekommen war, griff auf alle Gebiete über, und es ist nicht nur die Anregung des befreundeten Komponisten Methfessel, die ihn zur Poesie zurückführte. Dieser hatte den Dichter um einige Lieder zur Vertonung gebeten. Heine schickte ihm den „Neuen Frühling“, und obgleich er der Ansicht war, daß „diese Nachklänge des Mittelalters, die noch unlängst in einer Periode der patriotischen Beschränktheit von allen Seiten widerhallten, jetzt verwehen würden im Lärmen der neuesten Freiheitskämpfe, im Getöse einer allgemeinen europäischen Völkerverbrüderung und im scharfen Schmerzjubiläum jener modernen Lieder, die keine katholische Harmonie der Gefühle erlügen“, so nahm er sie doch in die „Reisebilder“ auf, die „jakobinisch unerbittlich die Gefühle zerschneiden der Wahrheit wegen“. Diesen Gegensatz zwischen seiner politischen Kampfstellung und dem leichten

Spiel dieser verspäteten Lyrik bringt der Prolog der Sammlung zum Ausdruck:

In Gemälde-Galerieen
siehst du oft das Bild des Manns,
der zum Kampfe wollte ziehen,
wohlbewehrt mit Schild und Lanz'.

Doch ihn necken Amoretten,
rauben Lanze ihm und Schwert,
binden ihn mit Blumenketten,
wie er auch sich mürrisch wehrt.

So, in hohen Hindernissen,
wind' ich mich mit Lust und Leid,
während andre kämpfen müssen
in dem großen Kampf der Zeit.

(I, 203.)

Dieses Gedicht ist aus der damaligen Situation geschrieben, die andern Lieder stammen überwiegend aus früheren Jahren, und selbst die, die nach des Dichters eigenen Angaben erst 1830 verfaßt sind, greifen in ihrer Stimmung zumeist auf eine frühere Zeit zurück. Sie fügen dem Bilde Heines als Lyriker keinen neuen Zug hinzu und unterscheiden sich von seinen älteren Gedichten nur durch eine leichte Schattierung. Es ist von Interesse, daß der Bruch Heines mit der Poesie nicht so gründlich war, wie man nach seinen Briefen aus den letzten Jahren annehmen mußte, aber nicht diese verspätete Lyrik, sondern die politischen Schriften entschieden sein Schicksal. Die Poesie war damals für ihn nur eine „schöne Nebensache“; die Besprechung des „Neuen Frühling“ verbleibt daher besser für später im Zusammenhang mit der gesamten Lyrik nach dem „Buch der Lieder“.

In einer dritten kleinen Schrift nahm Heine Stellung zur Tagespolitik nach Ausbruch der Julirevolution. Ein dänischer Graf von Moltke hatte im Jahre 1830 ein Buch „über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande“ geschrieben. Seine Verteidigung der Vorrechte der Geburtsaristokratie trat ein bis dahin unbekannter Schriftsteller Robert Wesselhöft in einer Schrift „Kahldorf über den Adel“ entgegen, zu der Heine eine Einleitung (VII, 280) verfaßte. Es

wurde ihm sogar das ganze Buch zugeschrieben, aber mit Recht hob er hervor, daß er niemals „mit solcher Mäßigung die adligen Präensionen und Erblügen“ hätte besprechen können. Die Schrift ist sachlich-historisch, die Einleitung temperamentvoll und persönlich wie alles, was aus der Feder unseres Dichters kam. Als er nachträglich den Grafen Moltke kennen lernte, als einen Gegner, der menschlich die höchste Achtung verdiente, bedauerte Heine diesen „Ausbruch von Haß und Leidenschaft“ und stellte ihm in anerkennenswerter Weise eine öffentliche Ehrenerklärung aus.

Diese besondere Erregung erklärt sich durch die Erkenntnis des Dichters, daß die Revolution keine Nachahmung in Deutschland finden, sondern nur eine verstärkte Reaktion hervorrufen werde. „Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd auf die liberalen Ideen.“ Er fürchtete den Einfluß des Zaren, dem er einst das Banner der Freiheit in die Hand drücken wollte, er mißtraute dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm IV., auf den die Liberalen die größten Hoffnungen setzten, und er ahnte, daß die Revolution selber nur das Großkapital an Stelle des Adels emporheben werde. Es ist ihm, „als spritzte das Blut von Warschau bis auf sein Papier“. Der polnische Aufstand war am Zusammenbrechen. Vor den Gefahren der Reaktion will Heine warnen. Je brutaler sie auftritt, um so gewalttamer wird auch die unvermeidlich kommende Revolution sein. Die große Revolution war so blutig, weil es keine Pressfreiheit gab; die Erhebung im Juli verlief ohne Greuel, weil „die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Wiße empfänglich gemacht“ hatte. „Sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und die Intelligenz hineingesät.“ Es liegt nur an den Machthabern, welche Art der Revolution sie haben wollen; diese selbst muß kommen, denn „der Geist der Revolution ist unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood“. Deutschland ist reif für die „bürgerliche Gleichheit“; es hat dieselbe Entwicklung wie Frankreich durchlaufen, zwar nicht praktisch, sondern philosophisch. Die deutsche Philosophie entspricht der französischen Geschichte. Kant ist der deutsche Robes-

pierre, Fichte Napoleon, Schelling entspricht der Restauration und Hegel mit seinem eklektischen Regiment dem Bürgerkönigtum der Orléans. In der Philosophie ist der große Kreislauf beschlossen, und wenn die Deutschen jetzt zur Politik übergehen, so ist nur die Frage, ob ihre „Revolution eine trockne oder eine naßrote“ sein werde.

Der Gedanke, daß die Idee sich anders als durch eine Revolution durchsetzen könne, ist Heine nie gekommen, und als die Revolution ausblieb, verzweifelte er an der Idee. Einstweilen träumte er, daß es in Deutschland so kommen müsse, wie es in Frankreich gekommen war. Es schmeichelte ihm, daß er die Gleichheit der Entwicklung in den beiden Ländern entdeckt hatte mit dem Unterschied, daß hier die Tat, dort die Idee den Vorrang habe. Auf diesen Ausgleich zwischen den beiden Ländern gründete sich seine beste Hoffnung für die Zukunft. Er war damals mit der Lehre Saint-Simons bekannt geworden und bezeichnete sie als sein neues Evangelium. Ein Lieblingsgedanke des Saint-Simonismus aber war es, daß im Interesse des allgemeinen Fortschrittes jede Nation eine bestimmte Rolle empfangen habe, durch die sie an der Verwirklichung der Idee mitzuarbeiten habe. Die Saint-Simonisten teilten Frankreich die Religion, Deutschland die Wissenschaft und England den Gewerbefleiß zu. Heine wich von ihnen ab und betrachtete die praktische Politik als die Domäne Frankreichs, die Philosophie als die Deutschlands. Auf jeden Fall ist es von Wichtigkeit, daß sich in der letzten Schrift, die er auf deutschem Boden verfaßte, schon die ersten Spuren des Saint-Simonismus zeigen, der in Paris eine große Bedeutung für unsern Dichter gewinnen sollte. Er trug viel zu seiner Übersiedlung nach Frankreich bei. Heine selber schrieb damals an Warnhagen: „Ich packe meine Koffer und reise nach Paris, um . . . ganz dem heiligen Gefühle meiner neuen Religion mich hinzugeben und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen.“ Diese neue Religion war die Lehre Saint-Simons.

Heine war nicht wie verschiedene andere Häupter des deutschen Liberalismus, wie Börne, Michael Beer, Maltitz u. a., in der ersten

Begeisterung über die Julirevolution nach Paris geeilt, um sich an der Sonne der neuen Freiheit zu erwärmen. Er war in Hamburg geblieben und erstaunlicherweise taucht nicht einmal in seinen Briefen der Gedanke auf, nach Paris zu gehen, mit dem er sich früher so oft beschäftigt hatte. Erst um Neujahr 1831, also ein halbes Jahr nach dem Sieg der Freiheit, tritt er dem alten Plane wieder näher. Ein neues Zerwürfniß mit dem reichen Onkel hatte im November stattgefunden, es muß besonders ernst gewesen sein, denn Heine erklärte einmal wieder in einer Anwendung von Stolz, daß er seinen bisherigen Geldgeber „derelinquieren“ und sich für den Notfall nach neuen Ressourcen umsehen müsse. Er klagt bitter über seine Lage. Er habe zwar keine Schulden, aber mehr als die positive Not plage ihn der Ärger über eigne Unbeholfenheit, Fehlgriße und Dummheit. Das mag sich zum Teil auf Campe beziehen, den der Dichter als einen Filou und Schuft bezeichnete und der ihm offenbar gerade einen von seinen vielen kleinlichen Streichen gespielt hatte, zum größeren Teil aber auf die Differenz mit Salomon Heine. Barnhagen allerdings nahm den Konflikt weniger tragisch und riet wie in allen früheren Fällen zur Veröhnung, ein Rat, der von Heine, wenn auch „contre coeur“, befolgt wurde, „um wenigstens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben“.

Aber der Dichter wollte dieses Mal um jeden Preis eine Änderung der Lage herbeiführen, selbst auf die Gefahr, Deutschland zu verlassen. Allerdings stand die Übersiedlung nach Paris nur als letzter und unerwünschter Ausweg vor seinen Augen, er wollte sich „zum Äußersten nur im äußersten Fall“ entschließen. Mit erstaunlicher Einsicht in seine Lage und seine Zukunft sah er, daß er mit der Auswanderung als Dichter erledigt wäre und daß er als Politiker, fern der Heimat, nach links abgedrängt und zu einem unheilbaren Bruch mit den deutschen Machthabern getrieben würde. Er bat daher Barnhagen, nichts unversucht zu lassen, ihm eine Anstellung in Berlin oder Wien zu verschaffen. Ob er noch immer eine Professur in der preußischen Hauptstadt im Auge hatte, ist unbekannt, und über den Wiener Plänen liegt völliges Dunkel.

In dem Brief, in dem er dieses Projekt erwähnt, setzt er hinter Wien drei Ausrufezeichen. Vermutlich baute er ohne jede sonstige positive Unterlage auf die allgemein bekannte Vorliebe Metternichs und des einflussreichen Friedrich Genz für sein „Buch der Lieder“. Dagegen war er überzeugt, daß es nur an ihm liege, sich mit der preussischen Regierung zu verständigen, er teilte Barnhagens Bedenken nicht, daß der Inhalt seiner Schriften ihm die Möglichkeit einer Anstellung versperre, im Gegenteil, er meinte, weil man in Berlin die Schärfe seiner Sprache erkannt hätte, würde man um so eher geneigt sein, mit ihm zu verhandeln. Er fühlte sich als eine Macht, die, wie Arnold Ruge später schrieb, nicht zu ignorieren, nicht mit einer finstern Miene abzutun war. Heine wollte um jeden Preis eine feste Stellung haben, denn „ohne eine solche“, schärfte er Barnhagen ein, „kann ich ja doch nichts leisten“. Ob und welche Schritte der Freund tat, ist nicht bekannt. Vermutlich erfaßte er die Lage als Unbeteiligter klarer und wußte, daß alle Versuche erfolglos bleiben mußten. Für Heine gab es keinen Platz in Deutschland.

Da tauchte plötzlich eine letzte Möglichkeit auf, im Vaterland ein Unterkommen zu finden. In Hamburg war der Posten eines der vier Ratsyndici erledigt. Die Neuwahl stand vor der Tür, war aber immer verschoben worden, da der Senat keinen genehmen Kandidaten fand. Es sollte ein Mann mit einem populären Namen sein, der eine gewandte politische Feder führte. Heine entsprach den äußeren Anforderungen, er war Doctor juris und das Hamburger Bürgerrecht konnte er jederzeit für einige Mark erwerben. Von verschiedenen Seiten hatte man ihm geraten, sich um die Stelle zu bewerben, doch bei den geringen Aussichten, die er besaß, konnte und wollte er sich als anerkannter Dichter und als Politiker der Lächerlichkeit eines Durchfalles nicht aussetzen. Als Bewerber konnte er sich nicht melden. Was auf geradem Wege nicht möglich war, sollte auf ungeradem erreicht werden. Der allezeit gefällige Barnhagen sollte wieder eingreifen, er sollte in auswärtigen Blättern für Heine Stimmung machen, besonders in die „Allgemeine

Zeitung" eine Notiz lanzipieren, daß man in Berlin der Wahl eine besondere Wichtigkeit beilege und daß man Heines Ernennung als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachten würde. Der Dichter hielt sogar eine Andeutung für zweckmäßig, daß man seine Wahl als einen Verlust für sein engeres Vaterland Preußen be-
dauere. Den Hamburgern sollte der Mund wässrig gemacht werden. Zugleich wies er den Freund auf alle seine Pressebeziehungen hin, selbst auf Rousseau und Moser, obgleich er sich mit dem einen seit langem überworfen hatte und dem andern im Begriff stand, die Freundschaft zu kündigen. Er setzte alle Mittel in Bewegung. „Die Sache ist für meine Privatinteressen sehr wichtig“, erklärte er Varnhagen. Trotz aller Bemühungen wurde er nicht gewählt, sondern ein Jünger Hugos, ein „Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule“.

Heine hätte vermutlich als Ratschreiber so wenig ausgeharrt wie als Redakteur bei Cotta. Sein Ruhebedürfnis wäre wahrscheinlich geschwunden, sobald er die ersehnte Ruhe gefunden. Auch darin glich er Ariost, der beständig um ein Amt und nach einer behaglichen Häuslichkeit jammerte, und als er beide Ziele erreichte, froh war, daß er die Stellung aufgeben, die Häuslichkeit durch Reisen unterbrechen konnte. Man wird behaupten dürfen, daß Heine nicht die richtigen Wege einschlug und sich niemals ernstlich bemühte, eine Anstellung zu erhalten, aber einen Vorwurf wird ihm nur der daraus machen, der ihm vorwirft, daß er ein Dichter war. Nur unter dem Zwang der Verhältnisse suchte er eine Nebenbeschäftigung, widerwillig verstand er sich zu einem Erwerb, gegen den sich seine Künstlernatur auflehnte. Das Amt sollte ihm nur Mittel zum Zweck sein und ihm nur die Möglichkeit geben, unabhängig zu dichten. Von seinen Honoraren konnte er nicht leben, er war nicht praktisch, er selbst klagte „seinen brutalen aristokratischen Stolz“ an, der unaussrottbar in seinem Herzen wurzelte, der „ihm Verachtung gegen den Industrialismus einflüsterte und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte“. Der Dichter hätte viel mehr aus seinen Werken heraus schlagen können, aber er war

zu stolz, um zu markten und zu feilschen, freilich nicht stolz genug, um nicht zu borgen und zweifelhafte Unterstützungen anzunehmen. Seit den Tagen des Horaz lebten die Dichter von den Zuwendungen ihrer Gönner oder von Sinekuren, soweit ihnen nicht wie Lope de Vega, Molière und Shakespeare die Bühne erhebliche Einnahmen bescherte. Schiller wäre ohne den dänischen Zuschuß verhungert wie Platen ohne sein bayerisches Jahrgeld. Uhland und Rückert hatten ihre Professuren, und selbst der gepeinigte Grillparzer war durch seine Wiener Bibliothekarstelle vor Not geschützt. Nur für Heine fand sich kein Mäzen und keine Stellung. Unter diesen Umständen war seines Bleibens in Deutschland nicht mehr.

Der Entschluß, nach Paris zu gehen, wurde ihm sehr schwer. Heine rechnete kaum damit, daß er dauernd in Frankreich bleiben würde, aber er sah auch klar, daß es in absehbarer Zeit eine Rückkehr für ihn nicht gab. Wenn er doch ging, so geschah es, weil er keine Möglichkeit besaß, in Deutschland zu leben. Seiner Sicherheit und seinem Leben drohte allerdings keine Gefahr. Das wußte er selber, und wenn er es später so darstellte, als habe er nur die Wahl gehabt, entweder in Spandau bei Wasser und Brot zu sitzen oder in Paris Aultern zu essen, so ist das eine humoristisch gefärbte Schilderung. Heine hätte unbehelligt in Deutschland bleiben, aber auch verhungern oder von des Dinkels Gnade sein Leben weiter fristen können. Der Abschied wurde ihm weder leicht noch wurde er leichtfertig genommen. Er kannte alle Gründe, die gegen ein Verlassen des Vaterlandes sprachen, vor allem war er sich bewußt, daß er in Paris vom Dichter zum Journalisten herabsinken würde. Dagegen häumte sich alles auf, was vom Künstler in ihm lebte. Später schrieb er, „es zeugte von einem hohen Grad des Wahnsinns, daß man das Vaterland verließ“. Das ist keine Redensart und kein Ausdruck nachträglicher Reue, sondern Heine war sich durchaus klar, daß er in der Heimat den besten Teil von sich selber zurückließ. Aber wie sich die Ereignisse entwickelt hatten, blieb ihm keine Wahl. Er mußte nach Paris ziehen, er mußte die Tat vollbringen, weil er sie gedacht.

Was Heine in und von der französischen Hauptstadt erwartete? Früher hatte er mehrfach erklärt, er wolle dort ein „europäisches Buch“ schreiben. Das klingt wie eine jugendliche Prahlerei, gemeint ist damit ein Buch, das den liberalen Gedanken, den Gedanken des damaligen Europas, in internationaler Fassung vertrat. Das war in Deutschland nicht möglich. Was dort erschien, besaß nur lokale Bedeutung, und außer Goethe war es keinem Deutschen gelungen, aus der Heimat die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen. Schlegel und Humboldt waren internationale Größen geworden, in erster Linie nicht durch ihre Werke, sondern durch ihr persönliches Wirken außerhalb Deutschlands, besonders in Paris. Paris war damals die geistige Hauptstadt der Welt, der Ort, auf den alle Augen vom Osten und Westen gerichtet waren. Nur er bot den Resonanzboden für ein europäisches Buch, d. h. für ein Buch, das auf die gesamte Kulturwelt wirken sollte, und nur dort herrschte die Freiheit, unter der es geschrieben werden konnte. Wir Heutigen betrachten es als selbstverständlich, daß wir frei schreiben dürfen, was wir denken. Dies Selbstverständliche war für Heine ein Glück, das er in der Heimat noch nicht genossen hatte. Alle seine Schriften waren vom Zensur, oft bis zur Sinnlosigkeit, entstellt worden. Man kann sich denken, wie er danach lechzte, endlich frei und nicht nur in Andeutungen zu sprechen. Zweifellos war es seine Absicht, in Paris auch als französischer Schriftsteller aufzutreten. An Verbindungen fehlte es ihm nicht. Auf die liberalen Genossen, die ihm vorausgeeilt waren, durfte er zählen, und bei der engen Verbindung des deutschen Liberalismus mit dem französischen war er sicher, in der Presse und Literatur des fremden Landes bald Eingang zu finden. Das Beispiel Holbachs und F. M. Grimms mochte ihm vorschweben, von denen sich der eine als Philosoph und Mitglied der Enzyklopädisten, der andere als Literat trotz ihrer deutschen Abstammung eine sehr angesehenen Stellung in Paris geschaffen hatte. Dazu kam die Sehnsucht nach der Stätte der Revolution, der Wunsch, den Saint-Simonismus an der Quelle zu studieren, und das Bedürfnis, dort zu sein, wo nach seiner und der Liberalen

Ansicht das Schicksal der Menschheit für Jahrhunderte entschieden wurde. Aber alle diese verlockenden Momente kamen gegen die dumpfe Ahnung nicht auf, daß er sich selbst in der neuen Welt verlieren würde. Das Vaterland konnte er mitnehmen. Auch in der Fremde kann man ein Deutscher bleiben, aber ein deutscher Dichter muß auf deutschem Boden leben und muß die Laute seiner Muttersprache um sich hören. Heines Abschiedsbrief an Barnhagen klingt verstimmt und verbittert, ohne große Hoffnung auf die Zukunft.

Merkwürdigerweise spielt unter den Gründen für die Auswanderung der deutsche Antisemitismus, der dem Dichter früher solche Pläne nahelegte, keine Rolle mehr. In den Erörterungen mit Barnhagen wird das Judentum überhaupt nicht erwähnt, weder dessen bessere Stellung in Frankreich, noch seine ungünstige Lage in Deutschland. Heine fühlte sich nicht mehr als Jude, die Religions- oder Rassenzugehörigkeit, die dereinst einen so gewaltigen Einfluß auf ihn ausübte, war überwunden. Er litt wohl noch unter seiner jüdischen Abstammung, aber das Judentum nahm keinen entscheidenden Platz mehr in seiner Gefühlswelt ein und rief seinen Entschluß zur Auswanderung nicht hervor.

In der zweiten Hälfte des April war er reisefertig. Den letzten Tag in Hamburg verbrachte er mit August Lewald. Am nächsten Morgen ging es fort, wieder wie vor vier Jahren über Hannover und Kassel nach Frankfurt, wo er von den Männern der liberalen Partei begeistert begrüßt und gefeiert ward. Nach einem Aufenthalt von einer Woche reiste er weiter über Heidelberg und Karlsruhe. Genau am 1. Mai 1831 betrat er bei Straßburg französischen Boden und zwei Tage später traf er in Paris ein.